

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 189.

Dienstag, 15. August.

1916.

(9. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Decker.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren jetzt fast nebeneinander, und Fee wollte zu dem Sprecher aufsehen. Nicht gerade freundlich, denn der Ton seiner Frage war hochmütig und befehlend geübt und seine Gerte berührte jetzt Almansors Kopf.

Almansor machte einen Seitensprung, schnaubte und schüttelte sich vor Entrüstung, und Fee, die ganz nachlässig im Sattel gehangen und die Bügel lose gehalten hatte, kam sogar einen Augenblick ins Wanken.

„Mit dem Reiten scheint es nicht weit her zu sein, mein Junge“, lachte der Offizier spöttisch auf. „Sonntagsreiter, — was?“

Nun blickte Fee, die ihr Pferd schon wieder vollkommen in der Gewalt hatte, wirklich zu ihm auf und vergaß darüber das zornige Wort, das ihr auf den Lippen geschwebt.

Aus einem schmalen, braungebrannten Gesicht blitzten ein Paar stahlblaue Augen so spöttisch und hochmütig auf sie herab, daß sie ganz verwirrt wurde.

„Na, es geht. Das Büirschchen sitzt leidlich stramm“, nickte er jetzt herablassend herüber. „Bardon, junger Herr, für den bösen Verdacht.“ Er legte nachlässig die Finger an die Mütze. „Aber nun, bitte, etwas flink, — ich möchte wissen, welcher dieser beiden Wege nach der Stadt führt.“

Fee fühlte einen direkt zornigen Widerwillen in sich aufsteigen unter den Worten und Blicken des Offiziers. Wie er sie musterte, spöttisch, verächtlich und überlegen, haßte sie ihn in momentaner Aufwallung. Jetzt blitzten auch ihre Augen, trotzig warf sie den Kopf in den Nacken.

„Ich bin kein Wegweiser! Suchen Sie sich Ihren Weg selbst!“ stieß sie kurz hervor, und schon sauste Almansor in gestrecktem Galopp mit ihr weiter.

„Oh, solch ein Grobian! Den will ich doch Mores lehren!“

Der Offizier hatte sein Pferd gewandt und jagte hinter Fee her. Sie hatte nicht umsonst seinen Renner bewundert. So flink ihr Almansor auch war, der andere holte ihn im Nu ein. Eben noch schnaubte er hinter, dann neben ihr, und nun griff eine feste Hand in ihre Bügel. Mit einem Ruck standen beide Tiere und das schmale, braune Gesicht mit den hochmütigen, stahlfunkelnden Augen bog sich zu ihr herüber.

„Büirschchen, die noch in den Flegeljahren stehen, muß man gute Umgangsformen beibringen“, sagte seine spöttische Stimme. „Müße ab und Rede gestanden!“

Mit jedem Schwung hob seine Reitgerte ihr die Mütze vom Kopf. Die halbgelösten Flechten fielen lang und schimmernd über den Rücken, ihre Besitzerin, alles andere vergessend, griff in heftigem Schreck nach ihnen und der Offizier prallte mit einem Ausruf der Überraschung zurück.

„Ach Blis, ein Mädel! Da hab' ich etwas Gutes angerichtet! Um Himmels willen, mein Fräulein, verzeihen Sie mir! Wer ist denn aber auch auf so etwas

gefallen! — Erlauben Sie wenigstens, daß ich Ihnen helfe!“

Er griff nach der rotblonden, in flimmernden Wellen auspringenden Haarflut.

Ungestimmt bog Fee sich zurück. Almansor, der all das nicht überblicken und verstehen konnte, machte wieder einen Satz, und hätte dabei seine vollkommen mit ihrem Haar beschäftigte und verwirrte Herrin unbedingt in das benachbarte grüne Kleeblatt gebettet, wenn der junge Offizier ihm nicht schnell in die Bügel gefallen und mit dem Arm Fees Schulter umfaßt hätte. Er zog sie dabei ganz fest an sich und sah ihr lächelnd in das vor Aufregung erblaute Gesicht.

„Rasse, wahrhaftig Rasse! Wenn Sie erst etwas älter sind und Ihr Haar fleidsamer frisieren, werden Sie entzückend und apart wirken, liebe Kleine.“

Fee war wie erstarrt gewesen, jetzt schlug ihr das Blut in heißen Wellen in das blasse Gesicht. Sie stieß seinen haltenden Arm ungestimmt zurück, riß die Bügel ihres Pferdes aus seiner Hand und jagte vorwärts.

„Halt, halt, Ihre Mütze!“ tönte es hinter ihr.

Sie achtete nicht darauf, nur vorwärts, nur aus der Nähe dieses verhassten, unverschämten Menschen.

Aber da klang schon wieder der Hufschlag des fremden Pferdes hinter ihr und in der nächsten Sekunde war seine Gestalt an ihrer Seite.

„So schnell entfliehen Sie mir nicht. Ich habe viel zu viel Schuld gegen Sie auf dem Gewissen; dafür muß ich erst Abbitte tun und Verzeihung erhalten“, sagte die spöttische Stimme. „Halten Sie doch Ihr Pferd einen Moment an, damit wir ruhig und sitzhaft miteinander verkehren können. Es sieht wirklich aus, als wenn Sie Furcht vor mir hätten, und Furcht sollte eine junge Dame, die in Zunaenskleidern spazieren reitet, eigentlich doch nicht kennen.“

„Ich fürchte mich auch nicht“, stieß Fee entrüstet hervor und sah ihn trotzig in das Gesicht.

„Eben, das denke ich doch auch. Darum also jagen Sie so blind und toll fort und nehmen mir jede Gelegenheit, mein Unrecht wieder gut zu machen?“

„Ich will mit einem so ungezogenen Menschen nichts zu tun haben“, war ihre grollende Antwort.

„Gut, das finde ich richtig, — sollen Sie auch nicht, nur Ordnung muß sein, Ihre Mütze müssen Sie aus meinen Händen empfangen.“

Sie streckte hastig ihre Hand nach der hingehaltenen Mütze aus, aber geschickt zog er sie gleich wieder zurück.

„Halt! Nein, nein, nicht so banal und alltäglich, sondern in geziemender Weise. Gerade da ich mich wie ein Räuber und Flegel benommen habe, verlange ich jetzt zu meiner Rechtfertigung die Erlaubnis, mich als edler Ritter und Mann von guten Formen zu beweisen. Bitte, halten Sie doch Ihr Pferd an!“

„Aber was wollen Sie denn?“ fragte Fee, verwirrt von dem Blick dieser sonderbaren, blaugrauschimmernden Augen, die jetzt mit einem ganz anderen Ausdruck auf ihr ruhten als vorher. „Ich mag nicht —“

Aber dabei hielt sie ihren Almanfor wirklich an, fast unwillkürlich, unter der zwingenden Macht seines Blickes.

Mit eleganter Leichtigkeit schlang er sich aus dem Sattel, warf seinem Pferde die Zügel über den Rücken und trat dicht an das ihre. Er war nicht sehr groß, aber wunderbar ebenmäßig und schlank gebaut, eine echte Reiterfigur, elegant und geschmeidig, und wie er jetzt lächelnd zu ihr aufblickte, hatte sein Gesicht einen sehr gewinnenden, fast schelmischen Ausdruck. Ganz zart faßte er ihre herabhängende Hand, achtete nicht auf ihr unwilliges Zurückzucken, sondern hielt sie mit sanftem Druck fest, und seinen Blick tief in den ihren senkend, sprach er:

O, Mädchenbild, so will ich's lieblich büßen,
Entweichte meine Hand verzeihen dich,
Drei Bilger, neigen meine Lippen sich,
Den herben Schreck im Kusse zu versüßen."

Leise und weich drückten seine Lippen sich auf ihre zuckenden Finger, und dann sah er wieder auf zu ihr, die blutübergossen, verwirrt und reglos, wie unter einem Bann, oben in ihrem Sattel saß.

"Nebenbei bemerkt: Romeo und Julia", fuhr er lächelnd fort. "Das werden Sie künftig kennen lernen und dann an mich denken."

Dabei hielt er noch immer ihre Hand fest und sah jetzt prüfend auf diese nieder.

See wollte sie ihm entziehen. Seltsam beklemmt und unsicher war ihr zumute, wie in einem Traum, der über sie gekommen, und gegen den sie sich nicht wehren konnte, ihr Herz klopfte fast hörbar und all ihre sonstige Festigkeit hatte sie total verlassen.

"Meine Mühe", sagte sie ängstlich und dringend, denn sie wußte nicht, was sie sonst sagen sollte.

Er sah immer noch auf ihre Hand.

"Auch die kann werden", nickte er. "Schöne, rosenrote Nägel, schlanke, edle Form, aber ungepflegt, total ungepflegt. Mein kleines, rätselhaftes Fräulein, Sie sollten eifriger werden. Frauen haben die Verpflichtung, eitel zu sein."

Nun war Sees Verwirrung vollkommen verflogen und ihr gesunder, kräftiger Ärger über diesen unverschämten Menschen kehrte siegreich zurück. Nicht mehr vor Verwirrung und Befangenheit, sondern vor ehrlicher Entrüstung glühend, entriß sie ihm kraftvoll die kritisierte Hand und rief kurz und streng, dabei fast unwillkürlich die Reitpeitsche hebend: "Meine Mühe, — augenblicklich!"

Er sprang lachend zur Seite. "Widerschlag ist verboten, rotblonde Balküre! Aber sonst sind Sie ganz auf dem richtigen Wege, fahren Sie nur so fort in dieser Behandlung der Männer! Hier, kleine Ungnädige, ist das Werkzeug, dessen sich das Schicksal bediente, um mir Gelegenheit zu geben, Ihr Weibsbewußtsein aus seinem Kinderschlaf zu wecken! — Auf Wiedersehen!"

Sie nahm sich gar nicht die Zeit, die endlich wiedererlangte Mühe auf den Kopf zu setzen, sie hörte auch kaum mehr auf seine letzten Worte, in rasendem Galopp jagte Almanfor mit ihr davon. Wohin, wußte sie selbst

nicht. Es war ihr auch alles gleich, wenn nur dieser verhaßte, spöttische, braune Geselle ihr nicht mehr folgte! Wenn sie nur sein Gesicht nicht mehr zu sehen, seine Stimme nicht mehr zu hören brauchte!

Die Gedanken in ihrem Kopfe jagten ebenso wild wie ihr Pferd, nein, viel wilder, gar nicht zu fassen und zu halten. Es waren auch gar keine Gedanken, — es war ein Schauern und Beben, ein Lachen und Weinen, und Ärger und Empörung mitten darunter, — sie wußte selbst nicht, was es war, aber ihre Wangen brannten und ihre Finger bebten.

Dann, allmählich, wurde sie wieder ruhiger. Almanfor hatte den richtigen Weg eingeschlagen, — die Wipfel ihres geliebten Waldes rauschten über ihr, ganz leise und zart, nur im träumerischen Gemurmel, fast wie ferner, gedämpfter Orgelton, dessen weicher Klang sich sanftigend auf ihre erregten Sinne legte.

Sie begann nun ruhiger zu atmen und sich zu besinnen. Vorsichtig sah sie sich um. Nein, dem Himmel Dank, der unangenehme Mensch verfolgte sie nicht weiter, es war nichts mehr von ihm zu sehen.

Was war das für eine wunderliche Begegnung gewesen!

Sie nahm ihre noch immer hängenden Haare zusammen, focht die fast ganz gelösten Flechten nachdenklich zusammen, wurde dabei rot und sah auf ihre flechtenden Hände, wurde noch röter, runzelte zornig die Stirne, und dann lachte sie auf einmal, lachte leise und belustigt vor sich hin und klopfte dem jetzt langsam und behaglich schreitenden Almanfor, der ab und zu einen Mund voll frischer grüner Blätter nahm, strafend auf den schlanken Hals.

"Duschen, ich glaube, wir haben ein Abenteuer gehabt, eins, wie es in Mutters Romanen steht! Aber ich meine, daß wir uns nicht ganz geschickt dabei benommen haben; Schlingelchen, Schlingelchen, was ist aus unserem festlichen Flug in den Himmel geworden?"

Almanfor schüttelte wehmützlich den Kopf. Er wußte es auch nicht, schien aber seinerseits gar nicht unzufrieden damit, daß sie auf der Erde geblieben waren, und seine junge Herrin fragte ihn auch nicht weiter um seine Meinung, sondern ließ ihre halbblauen Gedanken noch einer anderen Richtung wandern: "Romeo und Julia? Ich weiß wohl —! Ach, solch ein Unfuss! — Aber ich will doch einmal Fräulein Marie bitten —! Du dumm, dieser unverschämte Mensch!"

Almanfor und seine sinnende Herrin zogen langsam und schweigend weiter durch den Wald und vergaßen vollkommen, daß man daheim ein Fest feierte, und es eigentlich ein wunderliches Ding sei, wenn die Hauptperson dieses Festes fehle und fern von ihren Gästen Abenteuer erlebe, die durchaus nicht in die Feier des Tages paßten.

Da schrie ein Ruckst laut und aufdringlich dicht neben ihnen. Almanfor spitzte die Ohren, See schrak auf und kam zur Gegenwart zurück. Eine Uhr hatte sie natürlich nicht bei sich, aber die grauen Schatten, die jetzt da lagen, wo vorher Sonnenstrahlen gespiegelt, sprachen deutlicher als Uhren.

(Fortsetzung folgt.)



Technische Streifzüge.



(Nachdruck verboten.)

Die Feldpost.

Ein Kapitel aus der Verkehrstechnik des Kriegsschauplatzes.

Von Th. Wolff-Friedenau.

Die Verkehrstechnik des Kriegsschauplatzes, der so wichtige und gewaltige Aufgaben zufallen, umfaßt nicht nur Eisenbahn und Automobil und das Heeresfuhrwesen, sondern auch das Feldpostwesen. Als die Stunde der Mobilmachung schlug, da war auch für das deutsche Postwesen der große Augenblick gekommen, wo es hieß,

in seiner Art zur Mitarbeit an der Verteidigung des ringsum bedrohten und angegriffenen Vaterlandes einzutreten und alle die Mittel und Einrichtungen, mit denen auch die Reichspost für diesen Zweck tätig sein soll, mobil zu machen. Mit einem Schlage war die deutsche Reichspost, diese vorbildliche Vertreterin ruhiger Friedentätigkeit, vor eine ganz neue und gewaltige Aufgabe gestellt, die Aufgabe des Feldpostdienstes, durch welche auch die friedliche Post mit einem Male zum Kriegsinstrument umgewandelt und aus dem gewaltigen Organismus heraus, den die Reichspost repräsentiert, die Kaiserliche Deutsche Feldpost gebildet und mobil gemacht wurde.

Nicht mit der blanken Waffe tritt die Feldpost in den Dienst des bedrohten Vaterlandes, wenn auch der Feldpostbeamte kriegsmäßig, mit Wehr und Waffe, ausgerüstet wird und so mancher im Verlauf seiner Tätigkeit im Felde auch bei Gelegenheit zur Waffe greifen muß, so mancher auch auf dem Felde der Ehre bleibt. Die Aufgabe der Feldpost ist es vor allem, den Nachrichten- und sonstigen postalischen Verkehr für das im Felde stehende Heer aufrechtzuerhalten, der für ein modernes Heer gerade so wichtig und unerlässlich ist wie Pulver und Blei. Einerseits muß die Verbindung bzw. Nachrichtenvermittlung unter den verschiedenen Heeresteilen und Kommandos selbst hergestellt werden, andererseits aber — und das ist der weitaus größere Teil der Aufgabe der Feldpost — muß die ausgedehnteste Möglichkeit des Nachrichtenverkehrs zwischen dem im Felde stehenden Soldaten mit der Heimat und umgekehrt geschaffen werden. Der Soldat, der für König und Vaterland ins Feld zieht, darf nicht von der Heimat losgelöst sein. Im Gegenteil muß ihm die Möglichkeit geboten sein, in ständiger Fühlung, in ständiger enger geistiger Verbindung mit seinen Angehörigen, die er daheim gelassen hat, zu bleiben. Denn bei aller großen Begeisterung, bei aller Opfer- und Todeswilligkeit, mit der der Soldat ins Feld zieht, bleiben doch auch die inneren Bande des Gefühls bestehen, die den Soldaten mit den Seinen verknüpfen, Bande, die, fern der Heimat und inmitten der Gefahren des Kriegsschauplatzes, sogar besonders erstarken und gerade die Quellen sind, aus denen Schlachtmut und Todestreue des Soldaten unerschöpflich quellen. Er weiß, er kämpft im Kriegsdienst für das Vaterland zugleich um Haus und Hof, um Weib und Kind, und dieses Bewußtsein macht ihm das Kriegshandwerk leichter und läßt ihn die ungeheuren Anforderungen, Strapazen und Opfer besser ertragen. So wird die Erinnerung an die Seinen und der ständige Nachrichtenverkehr mit ihnen zu einer Quelle geistiger und moralischer Stärkung für den Soldaten, und diese Quelle ständig und unaufhaltsam fließen zu lassen, das ist die große Aufgabe der Feldpost, die damit für die geistige, moralische und indirekt hierdurch auch für die physische Stärkung der Truppen in wirksamster Weise tätig ist.

Schon zeitig hat man den großen Wert eines geordneten Feldpostdienstes für die Kriegsführung erkannt, und schon im grauen Altertum haben die kriegführenden Nationen Einrichtungen getroffen, um den Nachrichtenverkehr ihrer im Felde stehenden Heere mit der Heimat aufrechtzuerhalten. Schon die griechischen Geschichtsschreiber Herodot und Xenophon, die im 4. Jahrhundert v. Chr. lebten, berichten uns von solchen Einrichtungen bei den Kriegsheeren ihrer Zeit, die vor allem den Zweck hatten, den amtlichen Schriftwechsel der Heerführer mit der Regierung des Heimatlandes zu ermöglichen, sowie auch die Mitteilungen und Briefschaften der vornehmeren Krieger nach der Heimat zu befördern. Der gemeine Mann freilich hatte damals wohl nur sehr wenig Möglichkeit, von der Feldpost auch für seine Mitteilungsbedürfnisse Gebrauch zu machen, schon deswegen, weil ihm die Kunst des Schreibens noch lange nicht so geläufig war wie dem heutigen Soldaten, der mit einer guten Schulbildung ins Feld zieht. Aus den Feldzügen Alexanders des Großen, des größten Heerführers des Griechenvolkes, die um das Jahr 330 v. Chr., also vor etwa 2000 Jahren stattfanden, wird jedoch von den Geschichtsschreibern jener Zeit rühmend berichtet, daß auch der gemeine Soldat Gelegenheit hatte, während des Feldzuges Nachrichten in die Heimat gelangen zu lassen sowie auch solche aus der Heimat zu bekommen, ein Beweis sowohl für die erheblich fortgeschrittene Bildung des Soldaten in diesen Kriegszügen wie auch der Fortschritte und gesteigerten Leistungsfähigkeit der Feldpost jener Zeit. Auf einer noch höheren Stufe stand die Feldpost bei dem größten Kulturvolk des Altertums, den Römern, die ja überhaupt in allem, was Verkehrstechnik, Straßen- und Wagenbau und Nachrichtenwesen anbelangt, Meister waren und auch einen hochentwickelten und sehr leistungsfähigen Postdienst, *cursus publicus*, d. h. öffentliche Fahrt genannt, unterhielten, der nach Einrichtungen und Leistungsfähigkeit ganz unserem Postwesen etwa vor Einführung der Eisenbahnen entsprach und sowohl der Personen- wie auch der Waren-, Geld- und vor allem auch der Nachrichten- bzw. Briefbeförderung diente. Fast über die gesamte damalige Kulturwelt erstreckte sich das Postwesen der Römer und die römischen Post- und Fahrstraßen gingen, wie die Römer selbst rühmend sagten, „bis ans Ende der Welt“. Damit war

auch die Möglichkeit geboten, während der ewigen Kriege der Römer die in allen bekannten Weltgegenden stehenden römischen Heere in reger Nachrichtenverbindung mit der Heimat zu erhalten, und die Geschichtsschreiber berichten oftmals über die Schnelligkeit und Zuverlässigkeit, mit welcher Mitteilungen und Briefe aus den römischen Heeren nach Rom befördert wurden. Die Kriege machten Poststraßen und Postverkehr notwendig, und das Postwesen erleichterte die Kriegsführung, eine Wechselwirkung, die wir gerade in der Geschichte des Verkehrswesens sehr oft antreffen.

Mit dem Untergang des Römerreiches, der gleichbedeutend war mit dem Untergang der Kultur des Altertums, verschwanden zwar nicht die Kriege, wohl aber die Kriegsposten so gut wie vollständig vom Erdboden. Bei den an der Völkerwanderung teilnehmenden Völkern führten die Krieger Weib und Kind und Hab und Gut auf großen Rüstkarren mit sich, wodurch sich ein besonderer Nachrichtenverkehr naturgemäß erübrigte, und auch als jene Völker sesshaft geworden waren, ließen die rohen Formen der Kriegsführung das Bedürfnis nach einer Art Kriegspost noch kaum aufkommen. Erst Karl der Große nahm den seit dem Untergang des Römerreiches gänzlich verfallenen *cursus publicus* in ähnlicher Form wieder auf, indem er Poststraßen und Postverkehr einrichtete, die vom Rhein, der Mittellinie seines gewaltigen Reiches aus, nach Frankreich, Italien, Spanien und das östliche Deutschland führten und auf denen reitende Boten verkehrten, die den Nachrichtenverkehr zwischen dem Kaiser und seinen zahlreichen Ländern vermittelten, vor allem aber auch dazu bestimmt waren, während der Feldzüge wichtige Nachrichten über Kriegsoptionen möglichst schnell und zuverlässig an Ort und Stelle gelangen zu lassen. Mit dem Zerfall des Reiches des großen Karolingers zerfiel auch das von ihm eingerichtete Post- und Feldpostwesen abermals, und während des ganzen Mittelalters war von einer Feldpost im auch nur annähernd heutigen Sinne so gut wie nichts vorhanden. Der Postdienst beschränkte sich wiederum nur auf die Nachrichtenvermittlung der Heerführer mit den Regierungen und den spärlichen Briefwechsel der wenigen unter den vornehmen Kriegern, die sich auf die Kunst des Schreibens und Lesens verstanden. Mittel dieses Verkehrs war der reitende Bote.

Erst gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts machte sich dann das Bedürfnis nach einem wenigstens einigermaßen geordneten Feldpostwesen geltend und zwar zunächst bei den am Oberrhein kämpfenden französischen Heeren. Hier wurden zum ersten Male Einrichtungen getroffen, daß auch die Soldaten an bestimmten Tagen Briefe abgeben konnten, die dann gesammelt und durch Vermittelung benachbarter französischer Postämter weiterbefördert wurden. Von Preußen wurde anläßlich des vorpommerischen Krieges im Jahre 1716 das erste Feldpostamt eingerichtet, das damals recht gute Dienste leistete. Den Grund zu den Feldposteinrichtungen in ihrer heutigen Gestalt legte jedoch erst Friedrich der Große, dessen Scharfblick für die Bedürfnisse der Kriegsführung und organisatorisches Genie auch hierin zum Ausdruck kam. War doch damals gerade in Preußen das Postwesen schon zu einer erheblichen Entwicklung gelangt, die das Postwesen aller anderen deutschen Staaten und auch der meisten anderen europäischen Länder erheblich überragte, Poststraßen und Postämter waren zahlreich vorhanden, und die bespannten Postwagen, damals außer den Fuß- und Reitboten noch das einzige Mittel der postalischen Technik, vermittelten einen lebhaften Verkehr. Der große König trug Sorge, daß dieses entwickelte staatliche Postwesen während der langen und schwierigen Kriege, die er zu führen hatte, in den Dienst des Heeres gestellt wurde und auch den Truppen für ihre Mitteilungen und Briefschaften zu statten kam. Als dann das Jahr 1813 die großen Befreiungskriege des deutschen Volkes gegen die napoleonische Gwalt herrschaft brachte, war, entsprechend der fortgeschrittenen Kriegsführung und den ungleich größeren Heeresmassen, auch eine bedeutende Erweiterung und Vervollkommenung des Feldpostwesens nötig geworden. Jedes eigene Armeekorps erhielt ein eigenes Feldpostamt, das wiederum Feldpostexpeditionen für jede Brigade (der heutigen Division entsprechend) einrichtete. Während jenes Krieges brauchte ein Brief, um mit der Feldpost von Paris nach Berlin zu kommen, 12 Tage, und trotz dieser noch verhältnismäßig langen Beförderungszeit herrschte damals ein reger Briefwechsel zwischen den Truppen und der Heimat. Als dann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Eisenbahnen einge-

führt wurden und damit auch das gesamte Postwesen auf eine ungleich breitere und fruchtbarere Grundlage gestellt wurde, durch welche sich Posttechnik und Postverkehr innerhalb weniger Jahre gewaltig hob, wurden auch für die „Preußische Feldpost“, wie der offizielle Titel jener Institution lautete, neue und erweiterte Einrichtungen geschaffen und neue Instruktionen aufgestellt. Im Jahre 1854 wurde eine neue Feldpostordnung herausgegeben, nach welcher die Feldpost, wenn sie auf vollem Kriegsfuß stand, aus 1 Feldoberpostmeister, 9 Feldpostmeistern, 3 Feldoberpostsekretären, 63 Feldpostsekretären, 54 Feldpostexpedienten, 46 Feldpostbriefträgern, 46 Feldpostschaffnern, 228 Feldpostillionen und 207 Trainsoldaten bestand. Damit war eine neue und erweiterte Grundlage für die Organisation der Feldpost geschaffen, die der allgemeinen und so bedeutend fortgeschrittenen Heeresentwicklung sowohl nach Technik wie Umfang angepaßt war und sich in den Kriegen von 1864 und 1866 gegen Österreich in erfolgreichster Weise bewährte und den kämpfenden Heeren den ganzen großen Segen einer regen und zuverlässigen Nachrichtenverbindung mit der Heimat zuteil werden ließ.

Die große Probe für die Betätigung und Bewährung der preußischen Feldpost brachte dann aber erst der deutsch-französische Krieg von 1870–71. Der geniale Stephan, der damals kurz vorher an die Spitze des gesamten preußischen Postwesens getreten war, war es auch, der für das gewaltige Völkerringen jener Tage die Feldpost auf der bestehenden Grundlage in wahrhaft großartiger Weise organisierte und sie mit allen verfügbaren Mitteln der Technik zu einem Verkehrsinstrument für das Kriegsheer ausbildete, das, obwohl jener Krieg ungleich größere Heeresmassen ins Feld führte, sich über einen viel ausgedehnteren Kriegsschauplatz erstreckte und ungleich größere Anforderungen an das Postwesen stellte als je ein deutscher Krieg zuvor, sich in glänzendster Weise bewährte und seiner riesengroßen Aufgabe in vollkommenster Weise gerecht wurde. Das Bild, das damals die deutsche Feldpost, in jenem Kriege allerdings immer noch die „Preußische Feldpost“ genannt, in ihrer Tätigkeit bot, ist bis auf den heutigen Tag das bemerkenswerteste Bild der Leistungen einer Feldpost überhaupt geblieben und noch heute von größtem post- und kriegsgeschichtlichen Interesse, das auch in den jenem Krieg gewidmeten großen Kriegs- und Generalstabswerken einen breiten Raum einnimmt. Zum ersten Male geschah es damals, daß die Feldpost, die sich in früheren Kriegen immer in sehr respektvoller Entfernung von der Front der kämpfenden Truppen gehalten hatte, ihre Wirksamkeit bis auf das Schlachtfeld hinaus erstreckte und in unmittelbarer Nähe der Kampfstellungen ihre fliegenden Bureaus errichtete, die die Briefe der Soldaten einsammelten und für die Verwundeten die Briefe und Postkarten (die Postkarte war — ebenfalls auf Anregung Stephans hin — kurz vor Ausbruch des Krieges eingeführt worden) schrieben. Über das gesamte von den deutschen Heeren besetzte Gebiet des feindlichen Frankreichs erstreckten sich die Feldpostkurse in einer Ausdehnung von insgesamt 5100 Kilometern, wie sie nie zuvor eine Feldpost aufzuweisen hatte. Das Feldpostwesen der deutschen Heere in jenem Kriege bestand aus 1 Feldoberpostamt, 5 Armeepostämtern, 15 Feldpostämtern für die einzelnen Armeekorps, ferner je 1 Feldexpedition für jede Infanterie- und Kavalleriedivision und für die Artilleriekorps, sowie 5 Etappenpostdirektionen. Die Gesamtzahl der auf dem Kriegsschauplatz errichteten Postanstalten betrug 411, die mit zusammen 2140 Beamten und Unterbeamten arbeiteten. Rund 96 Millionen Postsendungen wurden während des Krieges befördert, d. h. rund 50 Sendungen auf den Kopf. Die Sendungen waren Briefe, Postkarten, Zeitungen und Pakete (von den letzteren beiden je 2 Millionen). Hierzu kamen noch 2½ Million Geldsendungen, die insgesamt 180 Millionen Mark aus der Heimat den deutschen Truppen zuführten. Alle Feldpostsendungen wurden bereits im Inland nach den Truppenteilen, für die sie bestimmt waren, sortiert und zu diesem Zwecke von den heimischen Postanstalten auf Sammelstellen geleitet, von denen je eine in Berlin, Hamburg, Leipzig, Kassel, Köln, Frankfurt a. M. und Saarbrücken bestand.

Damals hat das deutsche Postwesen die größte und schwierigste Aufgabe zu lösen gehabt, die es seit seinem

Bestehen je vorgetunden hat, und es wird stets als eine der glänzendsten Leistungen des genialen Postreformers Stephan zu gelten haben, daß er damals der Feldpost eine solche Vollendung in Organisation und Einrichtung zu geben wußte, durch die sie allein in den Stand gesetzt war, trotz der ungeheuren Anforderungen und Schwierigkeiten jenes Krieges die ihr zugefallene Aufgabe in so vollkommener Weise zu lösen. Das Feldpostwesen auf französischer Seite war nicht annähernd so gut organisiert und die Leistungen waren nicht im entferntesten so befriedigende wie die der deutschen Feldpost. Die in deutsche Gefangenschaft geratenen französischen Soldaten führten lebhaft Klage über die Mangelhaftigkeit des Nachrichtenverkehrs in ihrem Heere, über das Ausbleiben von Briefen von ihren Angehörigen infolge der Mangelhaftigkeit der französischen Feldpost und gaben dem die Schuld, daß so breite Schichten der französischen Truppen in Entmutigung und Niedergedrücktheit verfallen waren, ein überzeugender Beweis für die Wichtigkeit eines gutgeleiteten und zuverlässigen postalischen Verkehrs für die moderne Kriegführung, zugleich aber auch dafür, wie sehr und gut damals gerade für unsere Truppen postalisch gesorgt war. Wahrlich, zu dem unvergleichlichen Opfermut und der sittlichen Stärke, die die deutschen Truppen von Anbeginn bis zu Ende jenes Krieges bekundeten, hat damals die Feldpost gewaltig beigetragen und dadurch nicht zum mindesten an den Erfolgen der deutschen Waffen mitgearbeitet. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die damals die Feldpost zu überwinden hatte, hat Stephan selbst in seinem Werke über die Geschichte der Post geschildert, Schwierigkeiten, die es erforderten, Unmögliches möglich zu machen, und die letzte Kraft des doch gewiß nicht kleinen Beamtenheeres der Feldpost jenes Krieges in Anspruch nahmen. Mit einem gewissen Rechte konnte nach dem Kriege die Kaiserin Augusta, die während des Krieges die Organisation der freiwilligen Liebestätigkeit für das Heer in die Hand genommen hatte, sagen: „Wahrhaftig, am schwersten während des ganzen Krieges haben doch Stephan und ich es gehabt!“

Nachdem dann der große Krieg zum siegreichen Ende geführt und das geeinigte Deutsche Reich errichtet worden war, wurde mit der Errichtung der Kaiserlichen Deutschen Post gleichzeitig auch die Preußische Feldpost in die Kaiserliche Deutsche Feldpost umgewandelt, deren Grundlage und Organisation im wesentlichen dieselbe geblieben ist wie in jenem Kriege, wenn seitdem auch, entsprechend dem gewaltigen Wachstum des deutschen Heerwesens und auch entsprechend den Fortschritten der Technik, die Feldpost ebenso an Umfang enorm gewachsen und technisch in sehr bedeutsamer Weise erweitert und vervollkommen worden ist. Seit dem deutsch-französischen Kriege hatte die Deutsche Feldpost noch einmal, wenn allerdings auch nur in viel geringerem Umfange, Gelegenheit, sich zu betätigen, und zwar anläßlich des im Jahre 1900 nach Ostasien zur Unterdrückung der fremdenfeindlichen Wirren in China entsandten Expeditionskorps. Diesem war eine Feldpostexpedition beigegeben, die unter Leitung eines Armeepostdirektors stand. Entsprechend den tropischen Verhältnissen war das Feldpostpersonal, das insgesamt aus 50 Mann bestand, mit Tropenanzügen, Moskitonetzen usw. ausgerüstet. Während der Überfahrt unserer Truppen besorgten Marineschiffsposten den Postverkehr der Truppen mit der Heimat, und als dann der Feldzug in China eröffnet war, dienten die daselbst eingerichteten deutschen Postanstalten als Stützen der Verbindung der Feldexpedition. Briefe, Karten, Zeitungen, Pakete, ferner auch Geldbriefe und Postanweisungen hatte damals die Feldpost sowohl von der Heimat zum Heer wie auch umgekehrt zu befördern; während nahezu 3000 Postanweisungen rund 65 000 Mark ins Heer brachten, wurden auf 36 000 Postanweisungen nahezu 7 Millionen Mark nach der Heimat aufgegeben. Die deutsche Feldpost gewährte innerhalb bestimmter Grenzen Portofreiheit für alle Arten von Postsendungen, ebenso auch die Feldposten des russischen und französischen Expeditionskorps, wohingegen die englische und italienische Feldpost Portofreiheit nicht gewährten.

Nachdem wir so die bisherige Entwicklung des Feldpostwesens kennen gelernt haben, wollen wir in einem zweiten Artikel die Technik und die Aufgaben der Feldpost in dem gegenwärtigen Weltkriege schildern.